

Literatur, Öffentlichkeit und das Positive

Rückblick auf den Zürcher Literaturstreit

Nützen wollte die Literatur in früheren Jahrhunderten der Gesellschaft, sie ergötzen und erbauen. Mit diesem Horaz-Zitat eröffnete Prof. *Emil Staiger* am 17. Dezember 1966 seine Rede über „Literatur und Öffentlichkeit“, als er den Literaturpreis der Stadt Zürich im Zürcher Schauspielhaus entgegennahm. „Und heute?“, fragte er provozierend. „Wir begegnen dem Schlagwort ‚Littérature engagée‘, erkennen aber „nur eine Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft, der Dichter vergangener Tage beseelte.“ „Individualität“ rufen die Heutigen und betätigen eine fragwürdige Freiheit. Staiger erinnerte an die Forderung Schillers: „Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft.“ Wo aber findet eine Hinaufläuterung der modernen Literatur statt? „Man gehe die Gegenstände der neueren Romane und Bühnenstücke durch. Sie wimmeln von Psychopathien, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheußlichkeiten großen Stils und ausgeklügelten Perfidien. Sie spielen in lichtscheuen Räumen und beweisen in allem, was niederträchtig ist, blühende Einbildungskraft.“ „Sie zögen die unbarmherzige böse Wahrheit der schönen, tröstlichen Täuschung vor“, rechtfertigten sich die Dichter. „Und siehe da, man glaubt es ihnen.“ „Wenn solche Dichter behaupten, die Kloake sei ein Bild der wahren Welt, Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit, so frage ich: In welchen Kreisen verkehren sie?“ Das ist „Trümmerliteratur“ einer Wohlstandsgesellschaft, in der „dämonische Langeweile, die Verzweiflung an allem Leben gedeiht“. „Nihilismus“ als „Luxusartikel“, „provokatorische Lust am Gemeinen“. Staiger forderte, „daß die Literatur sich wieder auf ihre Pflicht gegenüber der Öffentlichkeit besinne“.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Scherbengericht des Zürcher Ordinarius für neuere deutsche Literatur heftigst diskutiert wurde.

Endlich hat er, ein Mutiger und einer von Rang, es ihnen gesagt, bemerkten befriedigt die einen. Pauschalurteil, grobe Verallgemeinerung, protestierten die andern. Als hervorragendste Gestalt unter den Protestierenden meldete sich der Schweizer Schriftsteller *Max Frisch* zu Wort. Er polemisierte wider „belletristischen Idealismus“ und wider „die Zeitlosigkeit des Gültigen“. Er provozierte: „Die heutige Literatur wird nicht am Zürichberg gemacht. Und sie wird nicht für den Zürichberg gemacht.“

Zwischen den Fronten stand *Werner Weber*, Feuilleton-Redakteur der Neuen Zürcher Zeitung. Er hatte die laudatio für Staiger gehalten. Weber bezeichnete ihre rhetorische Struktur und maß ihre Bedeutung, als er sie „ein Manifest“ nannte¹. Das Manifest wird in die Geschichte der Literatur eingehen. Die Für- und-Wider Staigers Rede wurden von zahlreichen Feuilleton-Redaktionen aufgenommen. Inzwischen hat man sich beinahe beruhigt. Man einigte sich vorerst dahin, daß Staiger doch wohl mehr über Goethe als über zeitgenössische Literatur informiert sei. Am Klassizismus Staigers ist in der Tat etwas Wahres.

Mehrere Literarkritiker nahmen im Bemühen um Klärung der Staiger-Rede Teilfragen auf, etwa die nach berechtigtem Schockieren des Bürgers, nach Wesen und Erkennbarkeit des Obszönen, nach Non-Konformismus als literarischer Notwendigkeit und als Mode. Auch diese Fragen sind inzwischen verklungen. Geblieben ist m. E. die nach wie vor zu stellende Frage nach der Notwendigkeit des So-Seins der zeitgenössischen Literatur. Geblieben ist die Sache, nämlich das Phänomen und die Problematik, d. h. Nicht-Eindeutigkeit der zeitgenössischen Literatur. Ge-

¹ Die Texte stehen in der NZZ: Die Rede Staigers am 21. 12. 1966, die Gegenstimme von Max Frisch am 7. 1. 1967, die Vermittlungsversuche Werner Webers am 25. 12. 1966 und 7. 1. 1967.

blieben ist auch die Frage nach der Möglichkeit des „Positiven“ in dieser Zeit. Brecht hat das Dunkel in dem von ihm bekennd aufgestellten Licht nicht geleugnet. „Wo aber ist, umgekehrt, das helle Licht im Dunkel der westlichen Kunst?“, fragte Walter Jens in seiner Rede zur Eröffnung der Frankfurter Buchmesse 1961. Die gängige Ansicht lautet: das Positive, d. h. die im Sinnvollen, in der Auflösung oder Überwindung des Heillosen endende Fabel und die positive Figur, der posi-

tive „Held“, ein Mensch, der Gutsein und Wahrwerden verkörpere oder sich auf den Weg zu ihnen mache, sei unmöglich. Vielleicht aber ist es nicht unmöglich, sondern nur schwer, sehr viel schwieriger und, notwendig, differenzierter als früher. Es gibt nicht nur eine Vereinfachung des Lichts in der vergangenen, sondern auch eine Vereinfachung des Dunkels in der zeitgenössischen Literatur und eine Lust am Aufzeigen des Heillosen.

Paul Konrad Kurz SJ

Die Elite deutscher Fotografen in Mannheim

Die Gesellschaft Deutscher Lichtbildner begreift sich als die Elite der deutschen Fotografen. Gegründet 1919, setzt sie sich das gemeinsame Bemühen ihrer Mitglieder um eine ständige Aufwärtsentwicklung der bildnerischen Fotografie zum Ziel. Dieses Bemühen vollzieht sich zunächst in gruppeninternen Ausstellungen, im Austausch von Gedanken, in Tagungen und gegenseitiger Kritik. Ferner werden qualifizierte Fotografen neu berufen, während man sich von Mitgliedern trennt, die den Ansprüchen einer frei gewählten Jury zweimal nacheinander nicht genügen. Auf diese Weise hofft die Gesellschaft „Nivellierung und Stagnation zu vermeiden“.

Im Vertrauen darauf, daß die gemeinsame Arbeit zu neuen, für das Fotoschaffen in Deutschland repräsentativen Maßstäben führt, tritt die GDL immer wieder mit Ausstellungen vor die Öffentlichkeit. Im neuen Pavillon des Mannheimer Kunstvereins wurden vom 13. März bis zum 16. April 171 Lichtbilder der gegenwärtig 35 Mitglieder sowie des Amerikaners und Jahrespreisträgers (David-Octavius-Hill Medaille 1967) Paul Strand gezeigt. Da über die Auswahlkriterien der Jury weder schriftlich noch mündlich etwas zu erfahren war, konnte sich der Betrachter nur an die ausgestellten Werke selbst halten. Eine Gesamthematik der Ausstellung wurde nicht sichtbar, war auch bei der Unterschiedlichkeit der hier vertretenen Fotografen nicht zu erwarten.

So ist es ebenfalls fast nicht möglich, die

Vielfalt der gebotenen und gewonnenen Eindrücke auf einen einigermaßen befriedigenden Gesamtnenner zu bringen. Am ehesten lieferte die Ausstellung einen Beweis für Marshall McLuhans Bemerkung, daß mit der Erfindung der Fotografie der Schritt vom Zeitalter des „typografischen Menschen“ in das Zeitalter des „grafischen Menschen“ getan wurde¹. Für McLuhan ist das typografische Zeitalter identisch mit literarischer Zivilisation, deren sichtbaren Niederschlag die linear angeordneten Typen des Alphabets als syntaktische Grundeinheiten bilden. Die Wirklichkeitserfassung dieser vergehenden Kulturepoche ist radikal verschieden von der des grafischen Zeitalters, dessen Logik der Fotografie (des Bildes!) weder verbal noch syntaktisch, das heißt nicht mit den Mitteln der literarischen Zivilisation bewältigt werden kann.

Dies erklärt, warum eine so große Anzahl der Lichtbilder „aussagelos“ war, wenigstens in dem Sinn, daß sie keine direkten Titel trugen. Am hilfreichsten für den Betrachter erwiesen sich immer noch die Bildjournalisten und die Werbefotografen. Zeigten die ersten Proben aus Serien oder Reportagen (Stefan Moses, Hilmar Pabel, Robert Lebek, Guido Mangold, Thomas Höpker, Eberhard Seeliger u. a.), wo sie das Wesentliche der aktuellen Umwelt veranschaulichen, indem sie hinweisen und bezeichnen, so gaben sich die

¹ M. McLuhan, *Understanding Media* (New York 1964) 190 f., 197 ff.